

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Andrea Hirata**

**Der Träumer**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

**1** Im Februar, nach einem letzten, heftigen Regenguss, erschien die Sonne wieder. Gotteslicht nennen die Malaien diese Lichtstrahlen, die wie Geschosse durch die Wolken brechen und auf die Wellenkämme treffen. Die Küstenlandschaft erstrahlte in wunderbarer Schönheit. Von leichter Brise getrieben, rollten die flachen Wellen an den Strand, langsam und harmlos wie eine Flotte, die nach verlorener Schlacht auf hoher See müde heimkehrt.

Auf den riesigen, jahrmillionenalten Granitfelsen, die hier an der Küste, nicht weit von unserer Siedlung, in den Himmel ragen, hatten sich Möwen niedergelassen, pickten nach Muscheln, stritten sich um die Futterreste, spielten unter lauten, langgezogenen Schreien mit den Plastiktüten, die die Einheimischen hier zurückgelassen hatten.

Die Budenbesitzer am Strand blickten enttäuscht aufs Meer, ver wünschten stumm den Regen, der ihnen am Vormittag das Geschäft verdorben hatte. Gerade mal zwei Kunden für ihre Kokosmilch mit Eiswürfeln waren aufgetaucht. Keiner von ihnen erwartete an jenem Nachmittag noch etwas Außergewöhnliches.

Auf einmal aber wurde der Himmel tiefblau, und mit ihm verfärbte sich der ganze Strand, der Sand und die Felsen wurden blau, ebenso der Hafen, die Fischerboote, die Palmen und Verkaufsbuden, das Blau des Meeres wurde noch intensiver, auch Gras, Weiden und Hirten waren in Blau getaucht. Das Licht erfasste alles, die gesamte Küste war tiefblau, geheimnisvoll und unbeschreiblich schön.

Das war der »blaue Augenblick«. Nur an ganz, ganz wenigen Küstenstrichen in der Welt gibt es diese Naturerscheinung, und sie währt wirklich nur einen Augenblick, vielleicht eine halbe Minute lang, nicht länger, doch umso stärker ist ihr Zauber. Wissenschaftler führen die Erscheinung auf den Sonnenstand zurück, auf eine bestimmte Neigung der Erdachse, auf Wasserdampf in der Atmosphäre nach

Regenfällen, auf die Lichtbrechung und andere Faktoren, die ich desto weniger verstehe, je länger ich mich damit beschäftige.

Manche glauben, der blaue Augenblick zeige an, dass ein gutes Jahr bevorsteht, dass Regenzeit oder Trockenzeit nicht zu lange dauern werden, dass man Kummer leichter überwindet – und dass jemand, der für die Dauer des Augenblicks die Luft anhält, einen guten Ehepartner findet.

Das war jedenfalls der Grund, warum Hasani, ein junger Malaie, in höchster Eile angeradelt kam, um noch rechtzeitig den Strand im Westen zu erreichen. Seine Mutter drangsalierte ihn schon lange Jahre mit der Frage, wann er denn endlich heiraten wolle, und er hatte sich darin trainiert, spontan die Luft anzuhalten. Nicht nur dreißig Sekunden, sondern eine ganze Minute. Er war das fünfte von acht Geschwistern. Alle seine Brüder und Schwestern hatten längst eine Familie gegründet, nur er war mit seinen vierunddreißig Jahren noch allein, ein ewiger Junggeselle. Bei jedem Fest war er dem Spott des gesamten Ortes ausgesetzt. Hasani konnte das nicht mehr ertragen. Deshalb kam er in der Hoffnung, bald eine Braut zu finden, im Februar jeden Nachmittag an den Strand, um den blauen Augenblick nicht zu verpassen.

Und jetzt hatte er den Moment ungenutzt verstreichen lassen. Wütend warf Hasani sein Fahrrad in den Sand. Seinen Ärger teilte er mit Hamsyah, die sogar noch nach ihm eingetroffen war.

Die beiden, die in der Liebe bisher kein Glück gehabt hatten, waren maßlos enttäuscht. Als die Dämmerung hereinbrach, fuhren sie wieder nach Hause.

»Also dann bis nächstes Jahr, Hasani!«

»Also dann bis nächstes Jahr, Hamsyah!«

Der Regenguss am Nachmittag hatte die Regenzeit beendet. Über unsere Siedlung senkte sich die Dunkelheit der Nacht. Punkt sieben erscholl aus den TOA-Lautsprechern, die am Turm der Moschee in allen vier Himmelsrichtungen angebracht waren, der letzte Gebetsruf des Tages.

Gegen zehn Uhr ging der Mond auf. Noch nicht ganz voll, brachte er den Himmel zum Leuchten. Jetzt bestiegen die Sawang ihre Boote und fuhren hinaus zu den Korallenbänken. Es war die beste Zeit, um kleine Tintenfische zu fangen. Sie kamen rasch voran, denn das Meer war ruhig und sie hatten den Wind im Rücken. Die Chinesen dagegen hatten schon um acht Uhr abends ihre Clogs auf die Seite gestellt, die Öllampen ausgeblasen und waren zu Bett gegangen. Sie betrieben Gemüsestände, und der nächste Tag würde für sie in aller Frühe beginnen.

Um Mitternacht versammelten sich die Frauen und Männer der Sarong-Leute auf ihrem Hof, zündeten ein Feuer an, setzten sich im Kreis zusammen, schlugen die Trommeln und murmelten Mantras. Das war ihr Ritual vor jedem Vollmond. Früher hatten sie den Mond angebetet und noch immer verehrten sie ihn als die Instanz, die über Ebbe und Flut wacht. Die leise gesprochenen Zauberformeln wurden zu Gesang, der Gesang wurde zum Gebet.

Ein paar Malaien, die im Mondlicht ihren letzten Kaffee getrunken hatten, knallten das leere Glas auf den Tisch in der Verkaufsbude, schwangen sich aufs Fahrrad, machten noch eine letzte böse Bemerkung über die Regierung und fuhren dann nach Hause.

Soweit ich zurückdenken kann, hat mein Vater, der ja auch Malaie ist, nie einen Fuß in eine Kaffeebude gesetzt. Er hatte auch keine Lust, sich das Orkes Melayu, das malaiische Orchester, anzuhören oder eine der Filmvorführungen zu besuchen, die die Bezirksregierung einmal im Monat auf dem Fußballplatz veranstaltete, um den kleinen Leuten eine Abwechslung zu bieten. Gewöhnlich verbrachte er den Abend damit, im trüben Schein der Ölfunzel sein Fischernetz zu flicken und dabei Radio zu hören. Alle möglichen fremden Sprachen und seltsame Klänge aus fernen Ländern drangen unter schrecklichem Pfeifen und Knistern aus dem Gerät, auf dessen Seite man noch den silbern glänzenden Schriftzug PHI erkennen konnte, daneben die vier Buchstaben

LIPS, von denen allerdings die Farbe abgeplatzt war. Er hatte schon bessere Zeiten gesehen und einiges mitgemacht.

Dieses Radio war das erste und einzige elektrische Gerät in unserem Haus, batteriebetrieben, denn wir hatten noch keine Stromversorgung. Es war die einzige Quelle der Unterhaltung für meinen Vater und den Rest der Familie und abgesehen von einem klapprigen Fahrrad der chinesischen Marke Sim King, das noch von meinem Großvater stammte, auch das einzige Besitztum von Wert in unserem Haus. Oben auf einem kleinen Eckschränkchen im Wohnzimmer war sein Ehrenplatz – meine Mutter hatte eine Vase mit fünf Plastikrosen dazugestellt. Dieses Arrangement hätte Mister Philips sicher sehr gerührt.

Mein Vater war versessen darauf, besseren Empfang zu bekommen. Er hatte deshalb an einer Tahiti-Kastanie hinter dem Haus eine Eisenstange angebracht und diese mithilfe eines langen Kupferdrahtes an das Radio angeschlossen. Eines Abends fuhr der Blitz in die Antenne an dem Baum und ließ nur einen geschmolzenen Klumpen von ihr zurück. Mein Vater, der gerade mit Hingabe der legendären Stimme Louis Armstrongs mit »What a Wonderful World« gelauscht hatte, wurde von seinem Sitz geschleudert. Das Radio gab noch einen Klage-laut von sich, qualmte und verstummte.

2 Wie soll ich meinen Vater beschreiben? Wo fange ich an? Vielleicht am besten bei seinem ausgeprägten Aberglauben. Wie die meisten alten Leute bei uns glaubte mein Vater, dass ein Foto zu dritt Unglück bringen und einer der Beteiligten kurz darauf sterben würde. Dass bei einem Foto der Widerschein eines Blitzes das Leben um eine Minute verkürzte. Tatsächlich soll sich einmal ein lebensüberdrüssiger Malaie umgebracht haben, indem er eine Kamera kaufte und sich Tag für Tag einem Blitzlichtgewitter aussetzte.

Wenn ich versuche, in meiner Erinnerung bis zu dem Punkt zurückzugehen, vor dem alles im Dunkeln liegt, dann sehe ich meinen Vater. Damals muss ich wohl vier oder fünf Jahre alt gewesen sein. Ich saß mit zwei anderen Jungen aus der Nachbarschaft in einem Raum. Wir ärgerten einen kleinen Musang, den ein Jäger gerade gefangen hatte. Eine Reihe von Männern hockte ringsum im Schneidersitz auf Pandanusmatten. Ich erinnere mich noch, dass jemand die Sturmlampe über den Käfig aus Smilax hielt, in dem die kleine Schleimkatze vollgefressen und teilnahmslos saß. Unter den Fußbodenbrettern schnatterten Enten, und die Männer machten Scherze über uns.

Ich berührte den Musang an der Nase. Das Tier fuhr mich an, sperrte wütend sein Maul auf und zischte. Wir schreckten zurück, purzelten rückwärts auf den Boden und krabbelten so schnell wir konnten in den Kreis der Herumhockenden. Jeder von uns suchte Schutz bei seinem Vater. Mein Vater stand auf und kam mir hinkend entgegen. Er nahm mich in seine Arme und legte lächelnd seine Hand auf meine Brust, um mich zu beruhigen. Ich kann mich genau erinnern und habe bis heute seine Worte nicht vergessen:

»Ach, es ist ja nichts passiert, mein Junge. Es ist doch nur ein Musang, du brauchst keine Angst zu haben, dein Vater ist ja da ...«

Das ist eine meiner frühesten Erinnerungen. Ich habe oft darüber nachgedacht, warum sich diese Worte meines Vaters mir so eingebrannt haben. Die Antwort lautet wohl: nicht deshalb, weil er mir damit so liebevoll Trost und Geborgenheit vermittelte, sondern weil er sonst immer schwieg. Mein Vater war der bescheidenste, verschlossenste und schweigsamste Mensch, den ich jemals kennengelernt habe. Daher hatte jedes seiner Worte einen besonderen Wert, war fast wie ein Vermächtnis, das ich sorgsam aufbewahrte.

Wenn meine Eltern zusammen waren, hielt meine Mutter stets Monologe, die nur einen Zuhörer hatten, meinen Vater. Es gab Tage, da hörte man ihn gar nicht. Wenn er seine Netze flickte, träumte er

vor sich hin. Oft habe ich mich gefragt, was wohl in ihm vorging. Warum war er so schweigsam? War das seine natürliche Veranlagung, oder lag es an verstörenden Erlebnissen in der Vergangenheit, über die er nicht sprechen konnte? Als mein Vater ein Kind war, hatte die holländische Kolonialmacht auf Belitong Zinnlagerstätten entdeckt. Weil die Einwohnerzahl auf der Insel damals äußerst gering war, fiel es den Holländern schwer, genügend Arbeitskräfte zum Abbau der Bodenschätze zu finden. So wurde kurzerhand fast die gesamte männliche Bevölkerung zur Minenarbeit zwangsverpflichtet. Auch mein Vater. Er war zu der Zeit erst zwölf Jahre alt. Von der harten Arbeit unter unmenschlichen Bedingungen hatte er ein verkrüppeltes linkes Bein zurückbehalten: Am Knie saß eine Geschwulst so groß wie ein Tennisball, und er konnte sich nur hinkend fortbewegen. Als später die Japaner kamen und das holländische Regime ersetzten, zogen sie die männliche Bevölkerung abermals zur Zwangsarbeit heran, um Häfen anzulegen, Bunker und Straßen zu bauen. Diese Jahre bescherten meinem Vater drei steife Finger, sie standen ab wie die Zinken einer Gabel.

Ich war noch zu klein, um das alles wirklich zu begreifen. Aber ich bedauerte meinen Vater. Insgeheim beobachtete ich ihn oft, vor allem wenn er gerade schlief. Dann sah er aus wie ein Stück Eisenholz von einem Meter sechzig Länge. Die eine Schulter hing schief nach unten, weil er als junger Mann die schweren Säcke mit Zinnerz hatte schleppen müssen, Säcke, schwerer als er selbst. Seine Haut war bleich vom Schweiß, gemischt mit Rauch, Staub und Petroleum. Wenn er so dalag, wie gefällt, konnte man deutlich sehen, dass das eine Bein kürzer war als das andere. Seine Hände glichen dem Griff am Hebel einer Wasserpumpe, die Finger wie Eisenstäbe. Durch meinen Vater erkannte ich, dass ein schweigsamer Mensch mehr ausdrücken kann als ein Schwätzer. Dass Worte in Gesten verborgen sein können, dass Gesichtsausdruck und Augen eine eigene, unmissverständliche Sprache sprechen. Denn was das Gesicht sagt, kann durch Worte nicht in Frage gestellt werden, und was die Augen mitteilen, kann der Mund nicht entwer-

ten. Worte haben oft ein schlimmes Schicksal, sie sind schutzlose Wesen, jeder Form der Manipulation ausgeliefert.

Mein Vater beherrschte die Kunst des sprechenden Schweigens, und von Kindheit an habe ich die Fähigkeit, seine Bewegungen und Haltungen, seinen Gesichtsausdruck zu lesen, immer weiter verfeinert.

Es begann mit ganz einfachen Dingen. Wenn er die Stirn runzelte, seine Hände schlenkerte, bedeutete das: »Wohin gehst du denn, mein Junge?« Oder schon etwas schwieriger, wenn er die Lippen zusammenpresste, an sein linkes Ohr fasste und die rechte Hand auf die Stirn legte: »Hast du schon die Matheaufgaben gemacht?« Hielt er sich dagegen mit der rechten Hand das Kinn, hieß das: »Hast du schon deine Englischvokabeln gelernt, mein Junge?«

Komplex wurde es, wenn er seinen Mund spitzte, die Schulter hob, die Augenbrauen hochzog, wenn sein Gesichtsausdruck zwischen ernst und froh wechselte und er sich mit der Hand an die Stirn schlug. Damit wollte er sagen: »Junge, es ist schon spät, vergiss nicht, die Eier aus dem Entenstall zu holen, den Stall zu reinigen und zuzumachen. Wir müssen das Regierungsprogramm zur Entenzucht unterstützen. Enteneier sind gut für Geist und Seele. Viele sind Minister geworden, weil sie schon in der Kindheit Enteneier gegessen haben.«

Am schönsten war es, wenn mein Vater Glückwunsch und Hochachtung ausdrücken wollte. Dann lächelte er übers ganze Gesicht, die Augen strahlten, er legte beide Hände auf die Brust und wackelte mit dem Kopf wie ein Kind, das gerade singt. Diese Geste liebte ich ganz besonders, nur leider konnten mein Vetter Arai und ich ihn nur selten durch unsere Leistungen dazu animieren.